

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 11

Artikel: Spass beiseite
Autor: Aeschlimann, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670745>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nicht mit einer freundlichen Handbewegung die Strasse freigibt.

Für den Fahrer jedoch ist der Fussgänger ein vorsintflutliches Wesen, eine Schnecke, die gemütlich über die Strasse kriecht — zum nächsten Salatblatt vielleicht; und die sich dabei die grösste Mühe gibt, unter die Räder des Autos zu kommen, nur um damit dem Fahrer Schwierigkeiten und Verdruss zu bereiten. Er unterscheidet dabei drei Haupthaufen fussgehender Geschöpfe: Männer, Frauen und Kinder. Da sind die Frauen, die wie aufgeschreckte Hühner über die Strasse flattern, bald stehenbleiben, bald zurückweichen, aber immer das tun, was kein Sterblicher von ihnen erwartet; dann die Pfauen (um bei den zoologischen Vergleichen zu bleiben!), jene aetherisch-eleganten Wesen, die zierlich über die Strasse stackeln und lieber einen doppelten Beinbruch riskieren, als dass sie ihre hart erworbene Anmut durch plötzliches Springen verlieren — ferner die Gänse, die schnattern und schnattern und so in ihr Gespräch vertieft sind, dass sie es nicht einmal bemerken, wenn sie das schützende Trottoir verlassen haben, und zuletzt die Verliebten, die nur ihren Hans oder Heiri im Kopf haben und in rosiger Weltabgewandtheit durch die Stadt wandeln. Aber auch unter den Männern kennt der Autofahrer die absonderlichsten Exemplare. Die Felsen, die gelassenen Schrittes über die Strasse gehen und höhnisch lächeln, wenn der Fahrer zu plötzlichem Bremsen gezwungen ist; die Nervösen, die sich den Hut über die Ohren ziehen und im Schweinsgalopp von Trottoir zu Trottoir wackeln, die Aengstlichen, die zitternd und zagend die halbe Strasse überqueren, dann den Mut verlieren und unerwartet zurückweichen. Aber der Schreck aller Schrecken sind für den Fahrer die Kinder mit ihren plötzlichen Einfällen; sie vergessen sich und rennen auf einmal mitten auf die Strasse — kurz und gut: auch für den Fahrer sind die Strassen voller Gefahren, nicht nur für den Fussgänger, wie man oft anzunehmen geneigt ist.

Diese uralte Fehde zwischen Fussgänger und Autofahrer besteht aber auch dann noch, wenn sie sich auf gleicher Ebene, von Fuss zu Fuss gegenüberstehen. Hier jedoch sind es nicht die Gefahren, die sie sich gegenseitig bereiten, sondern ihre Verschiedenheit im Denken, welche eine Kluft zwischen ihnen aufreisst. Der Fussgänger empfindet gegen den Autofahrer eine Abneigung, weil dieser seiner Auffassung nach nur ein Thema kennt: das Auto. Und der Autofahrer fühlt sich dem Fussgänger haushoch

überlegen, weil dieser für ihn noch auf der zivilisatorischen Stufe des mittelalterlichen Menschen steht, der beim Wort Kerze an eine Wachskerze und nicht an Zündkerze gedacht hatte.

Ja, es trennen wirklich Welten diese beiden Menschengruppen — aber eines Tages werden diese Grenzen verschwinden, werden Autowölfe und Fussgängerschäflein friedlich nebeneinander weiden, weil dann das Auto auch den letzten Fussgänger erobert haben wird. Und bis dahin können beide, Fussgänger und Autofahrer, als Sendboten einer harmonischeren Zeit wirken, indem sie sich heute schon ein wenig zu verstehen suchen.

Spass beiseite

von Fritz Aeschlimann

Die Diva gibt ein grosses Fest. Party sagen sie dem dort. Das Fest ist wohl gross, aber es sind verhältnismässig nur wenige Auserwählte geladen. Es hat eine Durchlaucht, darunter politische Würdenträger und einige Grössen von Film, Musik und Literatur. Die Auswahl ist sehr sorgfältig getroffen worden, denn vieles ist bei einer derartigen Einladung zu beachten.

Als Diener verkleidete Detektive kontrollieren diskret das Eintreffen der Gäste, damit ja kein Unbefugter in die «Heiligen Hallen» gelange. Sie haben ebenfalls dafür zu sorgen, dass nichts Unliebsames das gemütliche Beisammensein der hohen Leute störe. Denn nicht zu vergessen, bei so einem Anlasse kommen oft Millionenwerte an Schmuck zusammen, der zudem noch recht einladend präsentiert wird.

Aber das Beisammensein wird doch gestört! Irgend jemand, man wusste nachher nicht mehr wer, bringt die Rede auf den berühmten Saphir, den die Diva kürzlich erwarb. Einige sind begierig darauf, denn Stein zu sehen. Andere unterstützen diese in der Bitte, die Gastgeberin möge das Bijou doch zeigen, aus Höflichkeit der Schauspielerin gegenüber. Sie holt den Stein, aber nicht ohne vorher den Dienern noch ausdrücklich besondere Wachsamkeit empfohlen zu haben.

Der Stein wird auf einem violetten Samtkissen in einer goldenen Schale gezeigt. Die

Schale steht auf einem Mahagonitischchen, um das die Gäste versammelt sind.

Die lauten und die verhaltenen Ah- und Oh-Rufe werden plötzlich von Gekreis unterbrochen, denn man befindet sich auf einmal in einem absoluten Dunkel. Auf unerklärliche Weise ist für einige Sekunden das Licht im ganzen Hause erloschen. Und nachher ist der Saphir natürlich weg.

Die Diva zwingt ein Lächeln auf ihren Mund. Die Diener sehen einander vielsagend und vorwurfsvoll an, ihr Chef tobt im Geheimen fürchterlich. Niemand darf das Haus verlassen. Es ist ungemein peinlich. Alle Gäste sind so grosse Leute, dass es eine nicht wieder gutzumachende Beleidigung wäre, wenn man auch nur einen von ihnen verdächtigen würde.

Was ist da zu tun? — Man berät lange. Das Peinlichste von allem wäre, wenn man die Polizei holen müsste.

Die Durchlaucht weiss einen Rat. Sie räuspert sich und verlangt Ruhe.

«Meine Herrschaften, ich glaube das Ganze ist nur ein Scherz; ein Scherz zwar, den viele von uns nicht billigen können. Sie sehen, die goldene Schale steht immer noch auf dem Tischchen. Ich lasse nun das Licht für einige Sekunden ausgehen. Nachher wird der Stein bestimmt wieder in der Schale sein.»

Männiglich stimmt diesem Vorschlage zu. Durchlauchten haben halt doch meistens auch durchlauchte Köpfe.

Man stellt sich ungefähr wieder so auf, wie man vor dem Verschwinden des Saphir um das Tischchen gestanden hat. — Das Licht geht erneut aus und — als es wieder aufleuchtet, ist auch die goldene Schale verschwunden.

Schliessen Sie die Klappe

von Heidi Sallenbach

Um es gleich vorwegzunehmen — diese Geschichte hat nichts mit geknebelter Meinungsfreiheit zu tun, sie handelt nicht von einer symbolischen, sondern von einer wirklichen, einer ganz gewöhnlichen Ofenklappe, deren Griff abgefallen war, weshalb an der betreffenden Stelle im Heizkörper ein kleines Loch klaffte. «Dieses Loch muss zugelötet werden, denn sonst tritt Kohlenmonoxyd aus dem Ofen aus und wird Sie vergiften.» So lautete das Gutachten der Feuerschau.

Wir waren gerührt, dass man unserm Gesundheitszustand höhern Ortes solches Interesse zollte und benachrichtigten sofort den Heizungsinstallateur. Dieser aber, offenbar in seinem Berufsstolz empfindlich getroffen, erklärte rundweg, der Brunner (so hiess der Beauftragte der Feuerschau) sei ein Esel; aus besagtem Loch könne überhaupt nichts ausströmen, die Klappe sei ein Relikt der Kohlenheizung und für die Einrichtung der Oelheizung vollkommen überflüssig.

Es vergingen Monate, dann neue Kontrolle, erneuter Protest des Feuerschaumannes: «Diesen Heizungsinstallateur kennen wir nur allzugut», wettete er, «das ist ein . . . ein . . .» — «Genau dasselbe sagt er von Ihnen», fiel ich ihm ins Wort, denn ich wollte verhindern, dass ein Gesandter der Obrigkeit sich der gleichen Kraftausdrücke bedienen würde wie ein währschafter Handwerksmann; «statt dass sie unsern Keller zum Umschlagplatz von zoologischen Titeln wählen, wäre es vielleicht zweckmässiger, Sie würden mir raten, wer an Stelle des eigensinnigen Installateurs dieses leidige Loch schliessen könnte.»

«Lassen Sie einen Schlosser kommen», riet der Erboste und stieg in seinen Dienstwagen. Ich gehorchte unverzüglich und setzte einem Meister des Faches den Fall telephonisch auseinander. Man sei im Bilde und werde sofort jemanden schicken, lautete der tröstliche Bescheid. Tage und Wochen vergingen, niemand meldete sich. Von dem ausströmenden Kohlenmonoxyd spürten wir zwar keine schädigende Wirkung, aber das Bewusstsein, dass wir stündlich gegen das Gesetz verstiessen, setzte unserer Gesundheit um so schwerer zu, als man uns nun eine Strafandrohung ins Haus schickte.

Da verfiel mein Mann auf eine List. «Wir müssen einen Köder auswerfen, um uns einen Schlosser zu angeln», entschied er und war bereit, dafür zu zahlen. Wir riefen also denselben Meister an und bestellten ein Geländer für unsere Kellertreppe, obschon wir sie zehn Jahre lang passiert hatten, ohne je einen Sturz zu tun. Der Köder tat seine Wirkung: in kürzester Frist erschien ein Geselle, um die Messungen vorzunehmen. Aeusserlich glich er zwar eher einem Nachfahren des Göttinger Hainbundes als einem Schlosser. Ich lotste ihn vorsichtig von der Treppe weg zu unserer Heizanlage und erklärte ihm, wichtiger als das Geländer sei die Reparatur des Klappenloches. Seine unwahrscheinlich blauen Augen hafteten träumerisch an dem schwarzen Gusseisen, dann stellte er folgende Diagnose: «Löten kann man hier nicht, und schweissen schon gar